Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 68-69 (1972-1973)

Heft: 1-6: Festschrift für Robert Wildhaber zum 70. Geburtstag am 3. August 1972

Artikel: Der Niedergang eines Fahrenden Gewerbes : Interview mit Ernst Becker, dem "letzten Bänkelsänger"

Autor: Petzoldt, Leander

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-116821

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Niedergang eines Fahrenden Gewerbes

Interview mit Ernst Becker, dem «letzten Bänkelsänger», aufgenommen am 9. November 1970

von *Leander Petzoldt*, Freiburg i.B.

Das hier wiedergegebene Gespräch mit dem ehemaligen Drogisten, Rekommandeur, Komparsen, Wunderdoktor und Bänkelsänger Ernst Becker ist der persönliche Bericht eines Mannes, den es immer wieder auf die Jahrmärkte und unter die Schausteller zog. Es ist zugleich ein Bericht über den Niedergang eines Fahrenden Gewerbes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts: des Bänkelsangs. Beckers Erinnerungen sind in diesem Sinne ein Zeitdokument, das gerade durch seine persönlichen Details an Allgemeingültigkeit gewinnt. Dabei muss man beachten, dass Ernst Becker, der sich selbst mit einigem Recht «Deutschlands letzter Bänkelsänger und Beschützer einer alten längst vergessenen Volkskunst» nennt, bereits kein Bänkelsänger im historischen Sinne mehr war, sondern ein Artist, der mit Artistengepäck von Engagement zu Engagement reiste und seine Moritaten weniger auf Jahrmärkten als vor Vereinen und in Theatersälen vortrug.

Der Bänkelsang ging in Deutschland unwiderruflich in der ersten Hälfte der Dreissiger Jahre zu Ende (Abb. 1, 2). Doch noch bevor der Bänkelsänger historisch wurde, hatten seine letzten Vertreter ihr Selbstverständnis verloren und boten ihn als folkloristische Attraktion dar. Bereits die Bänkelsängerfamilie Rosemann, deren Schilder[1] und Orgeln Ernst Becker 1938 kaufte, verteilte bei ihrem Auftreten 1930, kurz bevor sie das Geschäft aufgab, ein Flugblatt, das sich auf «das Stück Leben und Kulturgeschichte» im Bänkelsang berief und die «Gebildeten» darum bat, diese Äusserungen der Volkskunst ernst zu nehmen. Sie bezogen sich in diesem Heftchen auf einen Aufsatz Hans Naumanns, der 1920 die erste grössere Untersuchung über den Bänkelsang verfasst hatte[2]. Auch Ernst Becker verteilte bei seinen letzten Auftritten ein illustriertes Heftchen, in dem er ebenfalls einige Passagen aus Naumanns Aufsatz zitierte. Für seine Einstellung zu seinem Gewerbe ist jedoch der Hinweis bezeichnend, den er an den Schluss seiner Ausführungen stellte: «Ausdrücklich möchte ich aber noch einmal betonen, dass alle diese Motive (des Bänkelsangs, d. Verf.) mit dem grössten Ernst und ohne die mindeste Spur von absichtlicher Komik dargeboten werden.» Hier zeigt sich, dass von ‚Volkskunst', um diesen strapazierten Begriff einmal zu gebrauchen, nicht mehr die Rede sein konnte. Zwei Weltkriege mit ihren wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Umwälzungen und Wandlungen der Sozialstruktur veränderten auch das Publikum der Jahrmärkte. Die Kinder der Bänkelsänger genierten sich, ein Gewerbe weiterzuführen, das vom Publikum nicht mehr ernst genommen wurde, dabei aber den Anspruch auf die Realität des Geschilderten nicht aufgeben durfte. Dieser Prozess wurde noch dadurch gefördert, dass der ‚stilisierte', der literarische Bänkelsang in das Kabarett einzog und damit zur gehobenen Unterhaltung avancierte. Ernst Becker hatte den richtigen Moment erfasst, als er die kurz vor ihrer Beförderung zu ‚echten Antiquitäten' stehenden Bänkelsänger-

---

[1] Als ‚Schilder' bezeichnet der Bänkelsänger die umfänglichen, meist 1,80 × 3,00 m grossen Leinwände, auf denen die einzelnen Episoden der ‚Moritat' aufgemalt wurden.

[2] H. Naumann, Studien über den Bänkelsang. Zs. d. Vereins für Volkskunde 33 (1920/21) 1–21, auch abgedruckt in: Ders., Primitive Gemeinschaftskultur. Jena 1921, 168–190.

schilder und Singorgeln aufkaufte und damit als ‚Artist' auftrat. Mit psychologischem Gespür hatte er die Chancen erkannt, die ihm ein dem Antiquarischen zugewandtes Publikum bot, das sich in der Reproduktion der ‚guten alten Zeit' gefiel. Mit Hinweisen «Das Kino unserer Urgrosseltern» und der weitsichtigen Bemerkung «Der Ursprung unserer Bilderzeitung» versuchte er, seine Darbietungen in eine historische Kontinuität einzuordnen. Dabei kam ihm zustatten, dass er mit diesem Metier schon von seiner Jugendzeit her vertraut war. Den Bänkelsänger Paul Damm (Abb. 3) nennt er seinen Lehrmeister, und bei anderen Bänkelsängern hatte er oft ausgeholfen. Seine Vertrautheit mit dem Milieu, sein psychologisches Einfühlungsvermögen in das Publikum, seine volkstümliche, die Sätze parataktisch aneinanderreihende Sprechweise, seine Kenntnis der Komödiantensprache machen ihn zu einem hervorragenden Gewährsmann, der die Dinge, die er erzählt, auch selbst erlebt hat[3] (Abb. 4, 5). Die Erkenntnis, dass hier eines der, wie er selbst sagt, romantischsten Fahrenden Gewerbe unterging, liess Becker selbst zum Sammler und Reproduzierenden werden, der sich auch mit der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur beschäftigte, was man hie und da in seinen Erzählungen spürt[4]. Noch 1948, während der Blockade Berlins, flog Becker mit seinen Requisiten nach Bayern, um dort aufzutreten, und seinen wohl letzten Auftritt gab er 1966 in Neustadt/Holstein. Im dortigen Heimatmuseum hängen auch die meisten seiner von Rosemann und Damm gekauften Schilder. Ernst Becker lebt heute achtzigjährig in Berlin-Moabit[5].

Petzoldt: Herr Becker, man nennt Sie den letzten Bänkelsänger. Wo sind Sie geboren und aufgewachsen?[6]

Becker: Ich bin 1891 in Sternberg in der Mark Brandenburg geboren; aufgewachsen bin ich bei meinem Grossvater in einem evangelischen Pfarrhaus.

Petzoldt: Wie kamen Sie zum Bänkelsang?

Becker: Mein ‚Lehrmeister' war Paul Damm[7], der zum letzten Mal in Berlin 1936 mit seiner Tochter bei der Olympiade auftrat. Sie wohnten ja in Berlin. Die Schildersänger waren ja alle verwandt und verschwägert untereinander. Der alte Damm hat mir erzählt, sie hätten als Kinder im Wohnwagen gelegen und ihren Eltern, die auch Schildersänger waren, zugehört und die Lieder immer mitgesungen, so dass sie es nachher schon konnten. – Der Sohn von Damm war bei den Nazis ein grosses Tier, er war in der Reichstheaterkammer, Fach-

[3] R. A. Stemmle veröffentlichte in Ich-Form einiges aus den Erinnerungen Ernst Beckers. Vgl. R. A. Stemmle, Aus dem Tagebuch eines Moritatensängers, in: Ja, ja, ja, ach ja, 's ist traurig aber wahr. Berlin o. J. S. 98–109.

[4] Vgl. auch den kurzen Bericht E. Beckers: Bei den letzten Bänkelsängern, in: Volkswerk. Berlin 1942, 325 f.

[5] Zum Thema Bänkelsang vgl. auch die Darstellung: L. Petzoldt, Der Bänkelsang und seine Formen, in: Handbuch des Volkslieds 1. München 1972, 235–291.

[6] Die weiterführenden Fragen wurden, soweit möglich, weggelassen. Die Antworten Beckers wurden wörtlich von der Tonbandaufnahme übertragen.

[7] Über Paul Damm vgl. die Angaben bei Otto Görner, Der Bänkelsang. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 7 (1932) 116ff. Paul Damm starb 1949 im Alter von 76 Jahren.

schaft Schausteller. Ich hatte die Schilder von dem alten Damm gekauft, da liess mich der junge Damm kommen, er hiess auch Paul Damm, und ich ging hin zur Reichstheaterkammer, und er fragte mich, wie ich dazu komme, die Schilder zu kaufen, er hätte bei den Schildern geweint und gelacht, er würde sie sozusagen als sein Erbe betrachten. Ich sagte, dass ich sie reell gekauft hätte, sie hätten halb verfault in einem Gartenlokal auf dem Orchesterboden gelegen! Es waren ja bloss 15 oder 16, die anderen Schilder hatte ich alle von den Rosemanns[8] gekauft, aus Schlesien, ja. Die Rosemanns haben etwa 1931 aufgehört zu singen, und 1938 habe ich ihnen die Schilder abgekauft. Ich hatte erst kein Geld. Sehen Sie, das waren 60 Schilder und vier Orgeln, das war ja ein Vermögen. Die wollten die Schilder auch nicht an irgendjemand verkaufen, sondern es sollte ja jemand aus ihren Kreisen sein. Einer, der die Komödiantensprache spricht, und der mit ihnen verhandelt. Wenn da jemand gekommen wäre, der nicht ein Wort Jenisch oder Manisch gesprochen hätte, da hätten die sich gar nicht darauf eingelassen. Ich habe viele Bänkelsänger kennengelernt. Da war zum Beispiel in Höchstadt an der Aich der bayerische Bänkelsänger Karl Zettel. Das heisst, der hat dort einmal einen Wohnsitz gehabt. Die Schildersänger mussten ja einen Wohnsitz haben wegen dem Gewerbeschein, aber sonst haben sie immer mal hier, mal da gewohnt, und die haben ja auch Wohnwagen gehabt, die brauchten ja eigentlich keine Wohnung, die haben die Kinder mitsingen lassen, Zettels.

Petzoldt: Wann kamen Sie zum ersten Mal mit Bänkelsängern oder Schaustellern zusammen?

Becker: Ich bin von Sternberg aus immer nach Frankfurt an der Oder, wenn dort Jahrmarkt war, gefahren. Als ich sieben Jahre alt war, das war 1898, kann ich mich gut entsinnen, dass dort auf dem Jahrmarkt Moritatensänger waren. Es war die Familie Kochler, Emil Kochler aus Vietz an der Ostbahn[9]. Kochler selbst ist im Planwagen geboren und gross geworden, und seine Mutter hat ihn selbst lesen und schreiben gelehrt, er ist nie zur Schule gegangen. Die Eltern waren auch schon Schildersänger. Denen ging es manchmal sehr schlecht. Wenn sie in der Passionszeit nicht spielen durften, in der Passionswoche, hatten sie manchmal nur 20 Pfennige in der Tasche und mussten sich so durchschlagen. Der Groschen sass doch den Leuten

[8] Das Auftreten der Familie Rosemann beschreibt Horst Becker, Bänkelsänger. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5 (1930) 175–177.

[9] Von Emil Kochler existieren auch Bänkelsängerheftchen, die er im Selbstverlag drucken liess.

damals sehr fest. Drei Beschreibungen wurden mit 10 Pfennig verkauft, und im Einkauf kosteten sie 1 Pfennig bei Hermann Reiche in Schwiebus, und viele Zuschauer haben oft noch die 10 Pfennig gescheut. Deshalb waren die Bilder ja auch meist unregelmässig gehalten, damit das Publikum nicht vorher wusste, wie die Geschichte geht. Die Bauern waren damals sehr geizig und wollten den Groschen sparen und wollten es sich so erklären, dann hätten sie natürlich die Bücher nicht gekauft. Die Zettel waren auch so übereinander geschlagen, dass sie recht gross aussahen, denn die Bauern wollten für einen Groschen möglichst grosse Hefte haben.

Die ersten, mit denen ich durchs Land zog, hatten einen Musikwagen, die hatten noch keine Schilder am Wagen. Die hatten oben Affen auf dem Dach. Auf den Pferden sassen auch Affen, eine grosse Orgel im Wagen, und der Besitzer spielte Trompete. Das waren schöne Lieder: ‚Die Post im Walde' und ‚Ich sende diese Blumen dir', die gingen den Leuten ans Herz. Die Frau des Besitzers verkaufte Zukunftsbriefchen ‚Blick in die Zukunft', die druckte auch Hermann Reiche in Schwiebus[10], die kosteten 1 Pfennig im Einkauf; mit Photographie 2 Pfennig. Bei den Frauen war ein Mann drin, meistens ein Soldat mit Schnurrbart, und bei den Männern war eine Frau drin.

Petzoldt: Was wurde ausserdem verkauft?

Becker: Ja, Kolportage-Romane, Traumbücher, Punktierbücher und die geschlossenen Bücher. Das war natürlich Bauernfängerei, die waren zugeheftet und als Titel stand drauf: «Was muss ein junges Mädchen von der Ehe wissen», oder «Was muss ein junger Mann von der Ehe wissen», oder «Das Geheimnis der Liebe und Ehe», oder «Die Schönheit des weiblichen Körpers», und drinnen stand nichts. Gar nichts.

Petzoldt: Wer hat diese Sachen gekauft?

Becker: Ja, meistens die Dienstmädchen, oder sie sind in den Stall gegangen, dort kauften es die Knechte und Mägde für 30 Pfennig, und die kosteten 10 Pfennig im Einkauf. Und wenn man es aufgemacht hatte, wurde es nicht mehr zurückgenommen. Manchmal stand nur darin «Das beste Mittel ist die Enthaltsamkeit». Aber mit den Beschreibungen[11] alleine wären die Bänkelsänger auch nicht durchge-

[10] Vgl. den Verlagskatalog von H. Reiche von 1924, in dem es am Schluss heisst: «Ferner empfehle: Traumbücher, Punktierbücher, Kochbücher, Zauberbücher, Verschlossene Bücher (5 Sorten), Witzbücher, Glücksbriefe, Planeten und Temperamentsblätter...»

[11] Gemeint sind die Bänkelsängerheftchen, in denen das auf dem Schild dargestellte Ereignis beschrieben und mit einem Lied versehen ist. In ihrem Verkauf bestand der einzige Verdienst der Bänkelsänger.

kommen, denn der Verdienst war doch gering, die Pferde mussten gefüttert werden, es mussten Steuern bezahlt werden, das waren etwa 20 Pfennig oder 50 Pfennig, je nachdem; sie mussten eine polizeiliche Erlaubnis haben; es waren ja meistens drei oder vier Personen, die auch essen und trinken mussten, bei einem solchen Musikwagen. Dann mussten sie auch ein Druckschriftenverzeichnis vorlegen. Sie führten im allgemeinen nur sechs Moritaten und Beschreibungen mit, die waren alle abgestempelt, und die legten sie der Polizei vor.

Petzoldt: Wie lange sind Sie mit dem Musikwagen gefahren?

Becker: Ach, nicht lange, denn die Gendarmerie hat mich zurückgeholt in die Lehre. Dann hat mein Chef mich aber rausgeworfen, aber ich habe mir nichts daraus gemacht. Es war sowieso eine Schinderei, wir mussten um sechs aufmachen und bis abends um neun arbeiten. Ich musste dann eine neue Lehrstelle suchen, da kam ich dann nach Küstrin, dort hatte ich einen netten Chef, der war Junggeselle, er hat uns viel Freiheit gelassen. Und da bin ich dann sonntags immer nach Frankfurt an der Oder gefahren, heimlich natürlich, denn das durfte der Chef nicht wissen, und habe dort Aushilfe gemacht bei Karussells oder habe helfen Schaubuden abzubauen, und manchmal kamen auch nach Küstrin selbst Schildersänger, z. B. Emil Kochler mit seinem Planwagen. Die standen bei der Kaserne, wo seinerzeit Katte hingerichtet wurde, der Freund vom Alten Fritz. Dann habe ich ausgelernt und bin nach Nauen gegangen und habe dann dort ein Jahr gearbeitet, und dann kam der Musikwagen, das war die Familie Hinze aus Parey an der Elbe. Und dann kamen noch Kersten und Karstedt, die wohnten alle in Parey. Die spannten dann in Nauen aus. Die brauchten einen ganzen Tag, um die Stadt abzuspielen. Dabei habe ich mich dann mit ihnen angefreundet. Ja, und dann brach der Weltkrieg aus, und ich musste Soldat spielen. Ich war zwei Jahre in Russland, zwei Jahre in Frankreich, ein Jahr in England in Gefangenschaft, also fünf Jahre. Im Dezember 1919 kam ich nach Hause, da habe ich mich denn in der Schausteller-Zeitung beworben, in dem ‚Komet' aus Pirmasens, als Schausteller-Gehilfe. Aber da stand auch ein Inserat drin, da wurde ein junger Mann gesucht, der gut mit dem Publikum umgehen konnte, da habe ich mich denn gemeldet. Das war ein anatomisches Museum, Geschlechtskrankheiten, ja. «In den Krallen des Lasters», hiess es, und dabei stand «Der Sumpf der Grossstadt und seine furchtbaren Folgen». Das war sehr interessant. Da kamen die Mädchen aus dem sogenannten ‚Blauen Haus' in Leipzig, und wir hatten da eine Wachsfigur mit einem Mastdarmschanker, und da

sagten wir zu den Mädchen immer, das wäre die «Rose von Stambul». Ich habe in dem Museum Kataloge verkauft, denn auf den Glaskästen waren nur Nummern, so dass die Leute einen Katalog dazu kaufen mussten. Ich habe mir dann immer noch was extra verdient. Ich habe mir einen erwachsenen Burschen geholt, der hat sich hinten an den Ausgang gestellt und den Leuten die Kataloge wieder abgenommen, und ich habe sie den Leuten dann noch mal verkauft. – Mit denen bin ich den ganzen Sommer mitgefahren bis zum Herbst, und dann bin ich wieder nach Berlin gegangen. Da war ich denn Komparse beim Film. Im nächsten Frühjahr habe ich mir denn eine andere Stellung gesucht beim ‚Lustigen Turnen' bei den sogenannten ‚Pariser Röhren', wo die Leute so durcheinander fallen. Da gingen nur Männer hin; da war ein junger Mann angezogen mit Unterröcken und so, und da dachten die Leute denn alle, das wäre natürlich ein Mädchen, und der hat sich denn auch angestellt wie ein Mädchen. Da musste ich ‚Kakautzki-stehen'. Ich steckte in einer Pappe, die war aussen so angemalt, dass es aussah, als würde ich auf den Händen gehen, und ich musste vor der Schaubude Parade laufen. Das war furchtbar anstrengend, alle zwei Stunden wurde man abgelöst. Das war die Firma Hartkopf aus Solingen. Ich hatte Kost und Logis, sehr gute Verpflegung und war auch gut untergebracht, aber an barem Geld hat man nicht viel verdient, vielleicht 2 Mark am Tag. Da sind wir oft auf Fronleichnamsfeste gefahren in katholische Gegenden am Rhein entlang, da ist ja immer ein Fest dabei. Den ganzen Sommer bin ich mit den Tonnen gefahren, und im Herbst bin ich immer wieder nach Berlin. – Dann habe ich auf der Dresdner Vogelwiese wieder in einem anatomischen Museum gearbeitet. Das war eine Spezialausstellung nur für Herren, aber das war natürlich Unsinn, da hätten auch ruhig Frauen hineingehen können. Auf der Vogelwiese war auch ein Stand mit Glasröhren: «Der kleine Mann aus Amsterdam, der alles weiss, der alles kann, er steigt hinunter steigt hinauf, sagt jedem seinen Lebenslauf». In den Glasröhren war Äther, wenn man sie in die Hand nahm, stieg der Äther durch die Körperwärme auf. Mit dem Besitzer habe ich mich unterhalten und ihm mein Schicksal erzählt, da sagte der: «Na dann kommst Du zu mir, kaufst Dir einen weissen Operationskittel und hilfst mir.» Als Drogist hatte ich ein bisschen Ahnung vom menschlichen Körper, und da habe ich dann sehr gut gearbeitet bei dem Mann. Und dann habe ich mich auch bald selbständig gemacht. Ich habe mir selbst Glasröhren gekauft und Plakate und einen Tisch und bin in meinem weissen Operationskittel bis 1929 gefahren, als Blutprüfer und Herzprüfer. Die Leute liessen sich von mir untersuchen

und dann kamen Frauen und Männer und fragten: «Dürfen wir Sie nicht einmal privat aufsuchen?» Ich habe sie dann auf den Vormittag bestellt, und dann sind sie auch gekommen. Die Prüfung kostete 50 Pfennig, das war ja bares Geld, und sonntags hatte ich manchmal bis zu 150 Personen. Ja, und dann im Jahre 1930 habe ich mich verheiratet und habe mir eine kleine Drogerie gekauft, darin habe ich es aber nur zwei Jahre hinter dem Ladentisch ausgehalten. Wenn die Sonne schien und die Vögel sangen, und ich hörte eine Orgel auf der Strasse, dann hat es mich wieder rausgezogen. Ich ging wieder auf die Reise mit Schaustellern, die ich gut kannte, als Recommandeur, mit einer grossen Wandermenagerie: «Der 500jährige Riesenvogel mit 30 lebenden Jungen» war da zu sehen. Das war eine sehr schöne Arbeit, denn die Leute waren sehr anständig zu mir. Da bin ich denn einen ganzen Sommer mitgefahren. Unterwegs habe ich dann immer Bänkelsänger getroffen. Ich habe sie immer besucht, zum Teil kannte ich sie schon und habe mich mit ihnen unterhalten, und wenn ich Zeit hatte, habe ich auch manchmal für sie Hefte verkauft und habe auch manchmal für sie gesungen, weil ich die Lieder ja schon alle kannte. Ich habe mich damals schon für die Schilder interessiert und habe gefragt, ob man sie mir verkaufen wollte, habe auch die Leute besucht. Ich war zum Beispiel in Vietz an der Ostbahn, aber Kochler hatte gar keine Schilder mehr, er hatte bloss noch eine Orgel. Die Orgel habe ich ihm abgekauft, und dann habe ich Rosemanns besucht in Schlesien und auch Damms, die in Berlin wohnten, und so habe ich mir nach und nach die Schilder zugelegt. Das waren im ganzen 60 Schilder und 4 Orgeln.

Die Musikwagen, die hatten aktuelle Schilder, nicht so romantische wie die Bänkelsänger, wahre Begebenheiten, die wirklich passiert waren, Affären, z. B. Schilder von Bergwerksunglücken in England, ‚Das Erdbeben von Messina', ‚Die Dreyfuss-Affäre', ‚Das Schicksal der Verbannten in Sibirien', ‚Der Kirchenbrand in Santiago', ‚Die Schrecken der Fremdenlegion', ‚Der Untergang der Titanic'.

Petzoldt: Das waren alles Reiche-Drucke.

Becker: Ja, die meisten, aber sie liessen auch oft neu drucken, das war natürlich teurer. Ich war oft bei Reiche in Schwiebus, die haben einen grossen Keller gehabt. In dem Keller waren grosse Regale, da lagen stossweise die Beschreibungen, da konnte man sich aussuchen, nicht wahr. Die lagen plano, immer vier Seiten zusammen, die wurden von den Bänkelsängern selber gefaltet. Die haben sie aber gerissen unterwegs im Wagen auf der Reise, ja. Das Falten dauerte zu lange,

auch das Schneiden mit der Schere, deshalb waren die Heftchen auch immer etwas zerfetzt an den Rändern. In Parchwitz in Schlesien gab es auch noch einen Drucker von Bänkelsängerheftchen, den Namen weiss ich nicht mehr, da kosteten 1000 Stück 9 Mark. Da gab es ‚Die Schrecken der Fremdenlegion, Warnung für Deutschlands Söhne', ‚Der Hochzeitszug von Wölfen überfallen' und ‚Der Untergang des Ozeandampfers Fortuna'. Dann gab es auch ‚Genovefa', die haben sie ja auch im Laden gehabt, die ging aber nicht, das zog nicht, weil es ein Märchen war, nicht wahr. Es gab auch ein Schild dazu. Das hatten sie auch am Musikwagen. Das waren alles Leinwandschilder, das musste es ja sein. Papier hätte gar nicht so lange gehalten. Die wurden immer hochgerollt, wenn das Dorf zu Ende war, und im nächsten Dorf wurden sie wieder runtergerollt. Die ‚heilige Elisabeth' hatten sie auch am Wagen. Und dann ‚Ausbruch des Vesuvs von Neapel'; und vorne an der Stirnseite des Wagens, wo die Pferde standen, da haben die Leute ja weniger gesehen, da war immer so ein romantisches Bild, der Trompeter von Säckingen, wissen Sie, mit den Schimmeln das bekannte Bild, das bei unseren Grosseltern auf dem Vertiko stand. Die Pferde waren sehr schön aufgeschirrt, es waren meistens Falben oder Schecken. Die Orgeln waren meistens aus Waldkirch[12]. Die spielten am besten, es waren meist sentimentale Weisen. Das Publikum hat immer leichter gegeben, wenn rührselige Weisen gespielt wurden, wenn sie spielten ‚Das Elterngrab' oder ‚Seemannslos', ‚Das Bergmannskind', ‚Der Fremdenlegionär', den ‚Wildschützen', ‚Andreas Hofer', oder ‚Leise tönt die Abendglocke', ‚Es wollt ein Mann nach seiner Heimat reisen'[13].

Petzoldt: Das war die Melodie, nach der später das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde.

Becker: Ja, das hat der Komponist gestohlen von den Bänkelsängern. Und dann noch: ‚Ich sende diese Blume dir', ‚La Paloma'. Es waren meistens alte Melodien, auf die wir die Lieder sangen. Die ‚Rabenmutter' habe ich gesungen auf ein Lied aus dem französischen Krieg. Der Text heisst: «Was leidet nicht ein Mutterherz bei seines Kindes Weh, es gibt ja gern sein Gut und Blut, wenn ihm ein Leid geschäh. Doch eine Mutter liebesblind aus grausam bösem Plan, sie

[12] Es handelte sich um Drehorgeln der Firma Gebrüder Bruder, Waldkirch bei Freiburg, die bis 1937 bestand; vgl. hierzu K. Bormann, Orgel- und Spieluhrenbau. Aufzeichnungen des Orgel- und Musikwerkmachers Ignaz Bruder von 1829 und die Entwicklung der Walzenorgeln. Zürich 1968.

[13] Vgl. hierzu eine Aufzeichnung im Deutschen Volksliedarchiv, Freiburg, aus dem Jahre 1928. Sign. A 96 643.

mordet hier ihr einz'ges Kind, damit sie freien kann.» Das wurde auf die Melodie gesungen: «Die Sonne sank im Westen, und es schwieg still die Schlacht, sie senkte ihre Schleier in tiefer dunkler Nacht. Und mitten unter Toten lag sterbend ein Soldat, es kniet an seiner Seite sein treuster Kamerad.»[14]

Die Melodie war schon auf der Singorgel drauf. Die Melodien waren alle monoton, und sie stimmten immer, sie wiederholten sich auch immer. Ich hatte eine sehr schöne Singorgel, die hätte man in einer Kirche spielen können. Durch die Orgelbegleitung wurde ja alles untermalt, und es war ja nur ein Sprechgesang, das war nicht so schwer. Die Orgeln waren einmalig, so was gibt es heute nicht mehr, so schöne Orgeln. Bacigalupo spielte eine ganz andere Orgel. Die hatten hier in der Schönhauser Allee in Berlin zwei Fabriken. Das waren zwei Brüder Bacigalupo. Der eine hat oft meine Orgeln gestimmt. Wenn ich ihm die eine Orgel brachte, die grosse, die ich aus Schlesien hatte, die steht jetzt in Braunschweig, da hat er gesagt: «Wo haben Sie denn bloss die Orgel her.» Da war er selbst als Orgelbauer ganz erstaunt. Die Orgel hatten die Rosemanns schon von ihren Schwiegereltern geerbt, von der Familie Schmidt, das war der Schwager von Damm, die wohnten in Schurgast in Schlesien. Eine andere Orgel stammte aus Gersfeld in der Rhön, von dem Orgelbauer Bartholomä, der baute nur Singorgeln. Die kleinste, die ich hatte, wog ungefähr 60 Pfund und die grösste ungefähr 110 Pfund. Das war eine wunderbare Orgel.

Ja, ich bin seinerzeit mit KdF[15] durch Schleswig-Holstein gefahren zusammen mit dem Lehrer Max Kuckei[16], das war ein prachtvoller Mann. Ich hatte ein Schild dabei und eine Orgel und bin mit anderen Artisten zusammen jeden Tag an einem anderen Ort aufgetreten. Wir haben eine richtige Tournee gemacht, aber auf der Bühne wirkt der Bänkelsang nie so gut, am besten war es immer auf dem Jahrmarkt, vor Laufpublikum, wenn fortwährend ein neues Publikum da ist, denn es ist ja keine Vorstellung, nur eine Erklärung. Ein Bänkelsänger ist ja sozusagen ein Zeitungssänger mit musikalischer Darbietung. Ich habe in Goslar in einem Schulsaal vorgetragen, im British Centre in Köln, immer vor geladenen Gästen, und da haben die immer gefragt: «Ja was kommt denn jetzt noch?» und da haben die gedacht, wenn die

---

[14] Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort. Nr. 1385.

[15] «Kraft durch Freude», eine nationalsozialistische Einrichtung, die Urlaubsreisen organisierte.

[16] Vgl. M. Kuckei, Moritat und Bänkelsang in Niederdeutschland. Hamburg 1941; ders., Moritaten. Wedel/Holst. 1943.

Erklärung vorbei war, jetzt kommt erst die richtige Vorstellung. Auf dem Jahrmarkt standen die Bänkelsänger auch immer am Eingang, wo die Leute zum Jahrmarkt kamen, da blieben sie erst mal stehen, hörten zu, kauften sich die Hefte oder nicht, und wenn sie zurückkamen, hörten sie sichs noch mal an, es war also nur Laufpublikum. Der Bänkelsänger konnte nur Laufpublikum gebrauchen, denn es passierte ja nichts weiter.

Vor dem Zweiten Weltkrieg war ich meistens auf Jahrmärkten in Schlesien und Ostpreussen, Tilsit, in Pommern, Mark Brandenburg, auch oft in Frankfurt an der Oder, wo Trowitzsch die Heftchen druckte. In Frankfurt an der Oder war es immer sehr lustig, denn dort bin ich ja zur Schule gegangen, und da kamen viele Schulkameraden und unsere früheren Dienstmädchen, die kamen dann immer und haben mich bestaunt. Trowitzsch Junior war damals Primaner, als ich in der Sexta war. Das waren sehr reiche Leute, sehr streng katholisch, und die hatten natürlich sehr viel für die Bilder übrig, wenn ich auf der Messe stand. Aber dann war ich auch in Bayern, besonders in München, Regensburg, Würzburg, Augsburg, aber auch in Westfalen, dann im Rheinland, auf dem grossen Rheinischen Pferdemarkt in Pützchen bei Beuel, der dauert 3 Tage und 3 Nächte, da kommen rund eine Million Menschen hin. Ich habe dort immer gegenüber der Quelle der heiligen Adelheid gestanden. Der katholische Geistliche hatte mir die Erlaubnis gegeben, meine Schilder im Garten aufzubauen und den Zaun wegzunehmen, weil er sehr begeistert von den Moritaten war. Da standen immer furchtbar viele Menschen. Ich konnte manchmal gar nicht den Verkauf schaffen bei den vielen Menschen. Die hatten seit 30, 40 Jahren keine Moritaten mehr gesehen. Da kamen sie immer von der Quelle, hatten sich die Augen gewaschen, die Kinder hauptsächlich, da war ja früher ein Kloster, und an der Quelle wollten sie die Augen heilen, und wenn sie dann um die Ecke herumkamen und mich stehen sahen, riefen sie ganz begeistert: «Ach, Mordjeschichten, Mordjeschichten!» Zum Verkauf habe ich mir immer eine Aushilfe genommen, aber die waren so dumm, die Privatleute aus den kleinen Städten. Erstens haben sie sich geniert, und dann konnten sie auch niemanden ansprechen. Das kann eigentlich nur jemand, der selbst mal auf dem Brett gestanden hat, Schaustellerkind oder so jemand. Ich habe erklärt, dann die Orgel gespielt, dann habe ich eine Pause gemacht, dann bin ich runter gegangen und habe die Texte verkauft und habe dann weiter erklärt. Man muss achtpassen, dass einem die Leute nicht fortlaufen, denn wenn die Orgel aufhörte, dachten sie, es wäre vorbei. Sie haben dann oft gesagt, sie kommen

morgen wieder, und ich habe immer gesagt: «Bitte vergessen Sie die Hausnummer nicht.» – Die Ärmsten der Armen waren meist das beste Publikum. Die aufgedonnerten Leute, die manchmal so davor standen, mit viel Geld in der Tasche, und die Frau sah aus wie Gräfin Rotz, die sagten immer «ach danke», wenn man hinkam und etwas verkaufen wollte. Und wenn ein armes Mütterchen dastand, der habe ich es dann manchmal geschenkt. Am schlimmsten war die SS seinerzeit. Die haben mir immer Lampen gemacht[17], die wollten das ja nicht.

In Aue im Erzgebirge, da war ich einmal vom Roten Kreuz eingeladen, da war noch eine Partnerin dabei aus Berlin, das war in der Nazizeit. Der Veranstalter war der Leiter des Erzgebirgs-Museums in Schneeberg. Da waren auf dem Jahrmarkt auch sehr viele Leute, und vor meinem Stand waren auch viele Herren, und als meine Kollegin dann runter ging und kassierte, da sagte einer von denen: «Der sieht da oben aus wie ein verkrachter Bankdirektor.» Da hatte ich nämlich vergessen, den Hut aufzusetzen und hatte ein Hemd an mit Krawatte. Aber das passt nicht dazu, das wirkt nicht, obwohl die Bänkelsänger ja auch nicht liederlich aussahen, die Rosemanns, die Damms und so. Die waren ganz ordentlich angezogen, im Gegenteil. Die letzte Frau Damm hat gesagt, man muss sich gut anziehen, das sieht am besten aus (Abb. 6).

Petzoldt: Sie haben also etwa 1938 als Bänkelsänger angefangen?

Becker: Ja, vorher haben die alten Familien ja nicht verkauft. Die Kinder von denen wollten nicht mehr in dem Beruf arbeiten, und die Alten waren alle wohlhabend, die hatten alle eigene Häuser. Die Kinder haben sich geniert. Früher, das war auch eine andere Zeit, da war der Kontrast zwischen der Jugend und den Eltern noch nicht so gross wie heute. Der junge Paul Damm hat sich ja sogar geniert wegen seiner Eltern, die Schildersänger waren, denn damals als die Olympiade war, da haben sie gespielt in Treptow, da wollte er ihnen keinen Platz geben. Ich habe ja dann die Schilder von dem alten Damm übernommen, denn seine zweite Frau, die wollte das nicht mehr. Die haben dann eine Schiessbude angeschafft, das ist ja viel leichter. Aber Schildersänger ist viel anstrengender. Singen, Erklären und alles das erfordert doch körperliche Kraft. Ich habe manchmal 12 Stunden oben gestanden, dann war ich abends wie gerädert. Man musste Orgel spielen, man musste verkaufen, und das musste ja auch Hand und Fuss haben, was man spricht. Die Kochlers hatten zuletzt ein Kasperl-

[17] ‚Lampen machen' = randalieren.

Theater gehabt, weil die Schilder nicht mehr gingen. Und da waren sie in Cottbus auf dem Jahrmarkt, und ich hatte ihnen gegenüber gestanden mit meinen Schildern. Und abends haben sie kein Kasperl-Theater mehr gespielt, weil keine Kinder mehr da waren, da hat sie bei mir abends mitgesungen. Sie konnte gut singen und sehr gut erklären. Eine Frau konnte besser in diesem Beruf arbeiten. Sie konnten besser die sentimentalen Sachen erklären. Und die Zuhörer waren ja auch meistens Frauen. Männer hatten nie einen so guten Umsatz, wenn sie verkauft haben; wenn eine Frau verkauft hat, war das viel besser. – Alle Gegenden eignen sich nicht so dafür. Das Rheinland habe ich nicht sehr viel besucht, und die süddeutschen Märkte waren auch nicht so günstig. Bayern ist immer sehr gut gewesen. Westfalen war auch sehr gut, wie überhaupt katholische Gegenden, der Soester Allerheiligen-Markt zum Beispiel. Dort war immer ein ausgezeichnetes Publikum. Ich war sehr oft dort. Der Stadtdirektor von Soest hatte mich in Bad Dürkheim auf dem Wurstmarkt gesehen und hat mich engagiert für den Allerheiligen-Markt in Soest. Ich hatte das Hotel frei, auch das Gerüst frei und einen Arbeiter zum Verkaufen aus dem Altersheim. Ich brauchte keine Steuer zu bezahlen und hatte Essen und Trinken und alles frei. Ich bin überhaupt nicht sehr oft auf eigene Rechnung gefahren, meistens war ich Gast, d. h. ich wurde engagiert. Ich bekam dann auch immer einen besonders guten Platz. Ich konnte ja nicht mitten auf dem Rummelplatz stehen, dort ist das Getöse ja viel zu gross. Manchmal haben sie mir ein Mikrofon hingestellt, aber dann ist ja die ganze Atmosphäre weg. In Bremen habe ich einmal für den Schünemann-Verlag gearbeitet. Über meinem Gestell stand: «So hat man früher die Neuigkeiten vermittelt, und jetzt liest man Schünemann», nämlich die ‚Bremer Nachrichten'. Der Publikumszulauf war riesig. Die Männer kamen schon vormittags, wenn sie zur Börse gingen, aber ich durfte ja nicht kassieren, weil ich fest engagiert war. Dann war ich auch mal im Hotel Achtermann in Goslar, kennen Sie das? Da waren 120 Schweizer Gäste, die haben gehört, dass ein Bänkelsänger da war, und da musste ich abends vor den Gästen singen. Da habe ich ein, zwei Schilder gehabt und die Orgel und habe dafür Honorar bekommen. Und da haben sie mich alle eingeladen: «Kommen Sie bloss nach der Schweiz, Sie kriegen auch bei uns so viel Geld.» Aber das war für mich gar nicht möglich, das war zu schwer. Ich hätte ja vier Personen haben müssen, um alles einzupacken.

Petzoldt: Wie sind Sie gereist?

Becker: Meistens mit der Bahn, mit Artistengepäck. Das Gepäck habe ich dann oft in einer Stadt stehen lassen, versichert, und habe es dann, wenn ich drei oder vier Wochen später ein Engagement oder Gastspiel hatte, wieder abgeholt. Ich habe auf diese Weise viele Städte kennengelernt, jede Stadt hat ja ein anderes Bild. Auch die Jahrmärkte sind verschieden, oft sind es Fress- und Saufmärkte, andere sind wieder Wallfahrtsmärkte oder Schützenfeste, es ist überall anders. Und oft kam ich auch mit Zigeunern zusammen, die sind ja auch sehr viel auf den grossen Märkten. In Vechta ist ein grosser Zigeuner-Markt, der Stoppelmarkt. In Wehlau in Ostpreussen ist ein grosser Zigeunermarkt gewesen, in Eisleben, in Budstedt/Thüringen, auch in Oberstimm bei Ingolstadt, und auch zum Pützchens Markt kamen sehr viele Zigeuner. Sie haben gehandelt, aber hauptsächlich war es für sie ein Treffpunkt, um Verlobungen zu feiern, um Streitigkeiten auszutragen, und um sich zu besaufen.

Wenn ich mal acht Tage nichts zu tun hatte, bin ich mit dem eingenommenen Geld nach Bayern gefahren. Ich liebte Bayern sehr und hatte auch mal 'ne bayerische Freundin aus Freilassing, die war Jodlerin, die reiste auch mit so grossen Bierzelten. Und dann haben wir uns denn immer getroffen, und ich genoss die bayerische Sprache und die Kost, das Bier und die Berge, und dann bin ich wieder auf den Jahrmarkt gefahren. Auf den Jahrmärkten ist heute keine Romantik mehr. Keine Schaubuden, keine schönen Orgeln mehr, kein Marionetten-Theater, kein Panoptikum, kein Panorama. Früher zeigten sie Neger als Menschenfresser auf dem Jahrmarkt. Die waren an einer Kette und sassen in einem Käfig, und die Inhaber der Schaustellung hatten weisse Matrosenanzüge an, als wenn sie zur See gefahren wären und hätten die Neger mitgebracht. Die Neger hatten Kaurimuscheln umhängen und einen Ring durch die Nase, und sie haben in ihrem Käfig gebrüllt, wenn der Schausteller an der Kette zog. Da haben sie einen grossen Eimer mit Fröschen hingestellt und haben gesagt, das wäre ihre Speise. Ach, das waren ganz ordentliche Neger, die hätten keinem Menschen was getan. Aber die Leute haben das ja damals geglaubt, wissen Sie. Ich war ja damals Pennäler, ich bin ja auch reingegangen, um das anzusehen, aber die Leute in den Kleinstädten auf den Jahrmärkten haben das bestimmt geglaubt. Natürlich haben die Leute das geglaubt.

Abb. 1. Die Familie Damm auf dem Freimarkt in Bremen (auf dem Grünenkamp) 1900.

Abb. 2. Die Familie Schaaf auf der Dresdner Vogelwiese 1925.

Abb. 3. Paul Damm mit seiner Tochter auf einem Jahrmarkt in den dreissiger Jahren (gest. 1949 im Alter von 76 Jahren).

Abb. 4. Ernst Becker auf dem Marktplatz in Schweidnitz (Schlesien) 1940.

Abb. 5. Ernst Becker nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Römerberg in Frankfurt.

Abb. 6. Ernst Becker bei einer Vorstellung während des Zweiten Weltkrieges.